

Gemeinsam leben und lernen mit meinen Kindern : eine persönliche Bilanz

Autor(en): **Körner, Ingrid**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Puls : Drucksache aus der Behindertenbewegung**

Band (Jahr): **34 (1992)**

Heft 4: **Existenzbedrohung-Existenzangst-Autonom Leben**

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-158309>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gemeinsam leben und lernen mit meinen Kindern

Eine persönliche Bilanz

von Ingrid Körner

Es lohnt sich für mich, in gewissen Zeitabständen einmal über das Leben in der eigenen Familie mit meinen Kindern mit und ohne Behinderung Bilanz zu ziehen. Ich tue dies nun nicht unter dem Aspekt des Abrechnens mit mir selbst oder auch anderen beteiligten Personen, sondern vielmehr unter dem Aspekt einer Bestandesaufnahme. Ich versuche, mir klarzumachen, was in der Zeitstrecke vom so oft zitierten Jahr der Behinderten bis heute in mir, mit mir und um mich und meine Familie herum vorgegangen ist.

Im Jahr 1981 bestand unsere Familie aus den beiden Eltern und 3 Kindern: Charlotte, 7 Jahre, 2. Grundschulklasse, Friederike, 4 Jahre, geb. mit Down-Syndrom, Heilpädagogischer Kiga, Henriette, 2 Jahre, zu Hause. Heute, im Jahr 1992, gibt es in unserer Familie wie vorher beide Eltern und 4 Kinder: Charlotte, in Kürze 18 Jahre, 12. Klasse gymnasiale Oberstufe, Friederike, 15 Jahre, geb. mit Down-

Syndrom, 8. Klasse Gesamtschule, Henriette, in Kürze 13 Jahre, 7. Klasse Gesamtschule, und Maximilian, in Kürze 7 Jahre, 1. Grundschulklasse. So betrachtet, bietet diese Bilanz nach aussen hin eigentlich nichts Ungewöhnliches – es ist eben noch ein Kind geboren worden. Dazu noch ein Junge nach drei Mädchen – auch das kommt häufiger vor. Vielleicht erst beim zweiten Durchlesen fällt auf, dass unsere Tochter Friederike keine Sonderschule besucht und dass sie trotz ihrer genetischen Besonderheit nicht unser letztes Kind geblieben ist. Im Jahr der Behinderten wurde unsere Tochter Friederike mit Down-Syndrom 4 Jahre alt. Wir durchlebten dieses Jahr mit noch immer wechselnden Stimmungen. Hoch und Tief lösten einander ab, allerdings nahm die Dauer der Hochlagen und ihrer Ausläufer ständig zu. Die Ungewissheit über unsere Zukunft, die sich nach dem Einschnitt durch Friederikes Geburt breit gemacht hatte, war von uns 1981 nahezu überwunden. Wir hatten die Erfahrungen der letzten 4 Jahre ausgewertet und unsere Erwartungen und Aktivitäten für die kommenden Jahre entsprechend ausgerichtet.

Da die Reaktion der Menschen unserer Umgebung auf die Behinderung von Friederike sehr stark unserer eigenen Reaktion direkt nach

ihrer Geburt ähnelte, boten diese Menschen uns keine Hilfe. Wundern tat mich dies nicht, hatten wir selbst doch nahezu 4 Jahre gebraucht, um festzustellen, dass jeder selbst initiativ werden muss, um die inneren Blockaden aus Ablehnung bis Entsetzen, aus Bedauern bis Mitleid in sich selbst abzubauen.

In der Elterngruppe Down-Syndrom der Lebenshilfe e.V. Hamburg erfuhr ich Solidarität und Hilfe in dem Masse, wie ich mich selbst auch engagierte. Aus dieser Gruppe nahm ich die immer stärker werdende Gewissheit mit: Wir packen es schon! Friederike gehört jetzt zu uns, auch wenn es hier und da noch jene kurz aufflackernde Bitterkeit und Traurigkeit beim Zusammentreffen mit gleichaltrigen, nicht behinderten Kindern gab.

Den Wunsch nach einer grösseren Anzahl von Kindern, den wir durch die Geburt unserer behinderten Tochter zunächst aufgegeben hatten, verwirklichten wir uns bereits 1979 durch die Geburt von Henriette. Sie ist nur 2 1/4 Jahre jünger als ihre behinderte Schwester, und während der Schwangerschaft mit ihr war die Ungewissheit über unsere Zukunft noch recht gross. Dennoch bekamen die Ängste und Sorgen, noch ein weiteres behindertes Kind zu bekommen, immer weniger Gewicht. Dafür erhielt

die Aussicht auf ein breiteres Kontaktangebot und damit eine grössere Vielfalt der Entwicklungsmöglichkeiten unserer Kinder bereits innerhalb unserer Familie das schwerwiegendere Gewicht.

Diese Integrationsperspektiven innerhalb der Familie standen jedoch in krassem Gegensatz zu dem, was Friederike und meine anderen Kinder ausserhalb der Familie erwartete: Kein gemeinsames Leben und miteinander-voneinander Lernen, sondern gut sortiert und damit entfernt voneinander.

So suchte ich nach einem neuen Weg für die Erziehung meiner Kinder ausserhalb der Familie und versuchte, Friederike in demselben Kindergarten anzumelden wie ihre ältere Schwester – es misslang. Auch in den anderen Einrichtungen in unserer Nähe gab es dieselben Enttäuschungen. Ich hatte mich viel zu spät gekümmert, und ich habe aus dieser bitteren Erkenntnis für spätere Aktionen gelernt.

Die Erfahrungen, die wir in der heilpädagogischen Einrichtung machten, waren gut – bis eben auf die Tatsache, dass die gleichaltrigen, nicht behinderten Kinder fehlten. Umso stärkere Kräfte musste ich aufbieten, um das angestrebte Ziel gemeinsamen Lebens und Lernens für die Grundschule zu erreichen. Was war das für ein

Gemeinsam leben und lernen mit meinen Kindern

Gefühl, als ich hörte, dass es auch andere Eltern gab, die sich auf diesen neuen Weg begeben hatten!

Im Laufe der folgenden Jahre zeigte sich, dass der neue Weg auch zum Ziel führt. **Friederike ist zu einem selbstbewussten, aufgeschlossenen Mädchen geworden, das sich auch im Kreis ihrer gleichaltrigen, nicht behinderten sowie behinderten Mitschüler und -schülerinnen zu behaupten weiss. Sie darf so sein, wie sie ist, sie muss sich keiner Norm anpassen.** Nicht der Schonraum Sonderschule hat sie geprägt, sondern eine allgemeine Regelschule, die mit entsprechenden Rahmenbedingungen ausgestattet ist. Sie bekommt die nötige pädagogische Unterstützung, um sich aktiv mit ihrem Anderssein auseinanderzusetzen. Sie lernt, ihre Behinderung zu akzeptieren, und die anderen Schüler und Schülerinnen helfen ihr dabei.

Ich verfolge die Entwicklung meiner Tochter mit wachen Augen – auch um in den noch immer andauernden Diskussionen mit den Zweiflern die guten Argumente aus erster Hand bereitzuhaben.

Ob es nun die Pubertät von geistig behinderten und nicht behinderten Jugendlichen in einer Integrationsklasse ist oder der Englischunterricht, für uns alle war es etwas Neues. Für einige ist

dies jedoch noch etwas nicht oder nur sehr schwer Vorstellbares. In unserer Familie und der Schule ist es Realität geworden, und meine Erwartungen haben sich bestätigt:

Gemeinsames Leben und Lernen erleben auch 15 Jahre alte Menschen als sehr positiv!

Bei allen Erfahrungen ist mir deutlich geworden, dass es nicht ausreicht, die Kräfte ausschliesslich in lokalen Gemeinschaften einzusetzen. Diese neuen Wege, Probleme und Überlegungen zur Integration müssen auch in den etablierten Institutionen zumindest zur Diskussion gebracht werden. Dies war unter anderen auch ein Grund, mich zusätzlich im Bundesvorstand der Lebenshilfe für geistig Behinderte zu engagieren. Ich bin durch die Erfahrungen der letzten 10 Jahre zu der Überzeugung gekommen, dass sich auch und gerade die Eltern von jüngeren Kindern stärker in die Verbandsarbeit einbinden sollten. Es ist zwar manchmal sehr mühsam, aber wie sonst kann ich die vielen Inhalte, die uns jüngeren Eltern wichtig sind, auf den Weg bringen?

Dem nächsten Lebensabschnitt entsprechend, der für Friederike vor der Tür steht, geht es um Ausbildung und Arbeitsplatz. Sie findet keine derartige Vielfalt an Wahlmöglichkeiten in diesem Bereich

vor wie ihre nicht behinderten Geschwister. Wenn ich mir die Berufsschulen in unserem Land anschau, so frage ich mich, wie in ihre heutige Struktur auch gemeinsames Leben und Lernen hineinpassen könnte. Doch eine Gewerbeschule ist in Hamburg schon aktiv geworden und hat das Konzept für ein neues Modell ausgearbeitet, gerade rechtzeitig für 1994, wenn alles gut geht.

Wie auch immer die Frage der Berufsschulzeit gelöst werden wird – um überhaupt eine Chance auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt zu haben, brauchen nicht nur die SchülerInnen mit einem amtlichen Schwerbehindertenausweis eine Arbeitsassistenz am Arbeitsplatz. Ein derartiges Modell habe ich inzwischen gemeinsam mit anderen Eltern und Teilnehmern des Arbeitskreises Beruf der Hamburger Eltern für Integration e.V. erarbeitet. Das Pilotprojekt «Hamburger Arbeitsassistenz» hat am 1.3.1992 seine Arbeit begonnen. Dieses Mal erlebe ich zwar wieder die Spannung, ob auch alles so klappt, wie im Konzept geplant, jedoch weniger die Angst, ob dieses nächste Ziel wohl rechtzeitig erreicht wird. Diesmal habe ich endlich früh genug angefangen mit der Planung und Durchsetzung!

Bisher habe ich geglaubt, den neuen Weg mit all seinen Problemen und Lö-

sungsstrategien recht überschaubar vor mir zu haben. Doch nun zeigt es sich, dass dieser Weg immer breiter wird, immer mehr Spuren bekommt, die bisher im Nebel enden und die ich dennoch verfolgen muss, um von Friederike erlebte Erfolge nicht teilweise wieder preiszugeben. So hat Friederike erlebt, dass sie dieselben Rechte hat wie andere Menschen, dass sie als genauso vollwertiges Mitglied der Familie, der Gesellschaft zählt. Sie wird ernst genommen mit ihren Bedürfnissen und Wünschen.

Doch wie sieht es aus mit ihren späteren Wohnmöglichkeiten? Kann sie sich ihr zukünftiges Zuhause aussuchen? Kann sie mitbestimmen, wer mit ihr in die Wohngemeinschaft zieht, wie es andere Menschen tun? Kann sie mit einem möglichen Partner später zusammenleben und Kinder haben, wenn sie es denn möchte?

In all diesen Bereichen fehlt noch ein Netz von notwendigen Hilfen, und... es fehlt die Akzeptanz in unseren nicht behinderten Köpfen.

Ich brauche mit niemandem darüber zu diskutieren, ob ein Erwachsener mit geistiger Behinderung z.B. die Fahrerlaubnis erhalten, also den Führerschein machen sollte oder nicht, ob er eine Studierlaubnis erhalten sollte und dergleichen mehr. Es ist unmissverständlich, dass für bestimmte



Lizenzen intellektuelle Fähigkeiten vorausgesetzt werden müssen, die eben nicht jeder Mensch besitzt. Für mich ist ein Mensch auch ohne diese Lizenzen ein vollwertiges, gleichberechtigtes Mitglied dieser Gesellschaft.

Wie sieht es aber aus mit der Erlaubnis zur Mutterschaft? Ist Mutterschaft wirklich auch von intellektuellen Fähigkeiten abhängig? Verteilen wir nicht schon seit langem insgeheim Lizenzen für Mutter- oder Vaterschaft an alle diejenigen Menschen, die wir als nicht

geistig behindert einschätzen?

Meinen wir, hier Grenzen ziehen zu können? Und mit welchem Recht tun wir dies? Wie ernst nehmen wir eigentlich den schon oft gehörten Grundsatz: Menschen mit geistiger Behinderung sind gleichwertige, gleichberechtigte Mitglieder unserer Gesellschaft?

Auf einige dieser vielen Fragen weiss ich heute erst unsichere Antworten, doch nehme ich mir die Chance, mich weiter zu entwickeln! Für mich ist im Laufe der Zeit und bei vertiefter Auseinandersetzung mit dem Thema «geistig behinderte Eltern» klar geworden, dass bereits im Vorfeld die Weichen vielfach gestellt werden. Dabei stehen die geistig behinderten Frauen und Töchter, Männer und Söhne mit ihren Wünschen und Bedürfnissen selten im Mittelpunkt der Erörterung, sondern vielfach die Ängste der Elterngeneration, z.B. die Angst, ein behindertes oder auch ein nicht behindertes Enkelkind betreuen zu müssen.

Ich nehme diese Ängste ernst, doch genauso ernst nehme ich die Wünsche und Bedürfnisse meiner Töchter und meines Sohnes. Steht es mir wirklich zu, die Entscheidung zu treffen bei der einen Tochter für – und bei der anderen gegen ein eigenes Kind? Mit welcher Wahr-

sagung ist es mir möglich zu behaupten: Du wirst die bessere Mutter sein, Du die schlechte, daher sollst Du kein Kind bekommen? Ist es nicht viel sinnvoller, die Entscheidung für oder gegen ein eigenes Kind durch die jeweilige Person selbst treffen zu lassen? Und dass auch Menschen mit geistiger Behinderung imstande sind, für sich selbst notwendige Entscheidungen zu treffen, wenn sie es denn von Anfang an auch durften und dadurch lernten, erlebe ich bei meiner Tochter.

Ich sehe es als meine Aufgabe an, bei dieser Entscheidung so wertfrei wie mir irgend möglich zu beraten, wenn ich denn um Rat gefragt werde!

Und so muss ich rechtzeitig dafür sorgen, dass die nötigen Massnahmen zur Hilfe bereitstehen, damit ich eben nicht als verantwortliche Oma in Erscheinung treten muss. Eine wirklich gute Mutterschaft kann nur gelingen, wenn die Rahmenbedingungen stimmen. Geht es uns nicht allen so?

Ich hoffe, ich finde dafür wieder eine Gruppe von Eltern und anderen Interessenten, die mit mir gemeinsam diesen schwierigen Weg beschreiten. ■

Ingrid Körner, Hamburg, Vorstandsmitglied der Lebenshilfe e.V. und Eltern für Integration e.V.